

achtung vorwies. Die ganze Nacht saßen die Leute um das Mikroskop, das man vorläufig bei der „Schweinsblase“ einquartiert hatte, herum und ständlich kontrollierten sie, während sie ihre Tageserlebnisse ähnelten, über den gefährlichen Abenteuerer. Nur jene, die es zunächst anging, war nicht dabei. Margherita hatte die Erstschreckung, die durch jene gewalttätige Degradierung eines Gottes in ihr erzeugt worden war, nicht zu überwinden vermocht. Ihre Mutter fand sie am Kreuzweg erhängt vor. Nun hielt sie bei ihr die Totenwacht.

Aber die anderen genossen sich im Gefühl ihrer durch das Inferno unmissverständlich bezugenen Hebellegenheit. Sie schätzten Triumphe, betrauten sich in Maraschino und brachten übermäßig die Gesundheit des Gelaperten aus.

Am nächsten Morgen luden sie ihn auf und fuhren ihn über's Meer nach Ferrara. Dort verkauften sie ihn um gutes Geld an den Herzog Paolo. Zu den Augen dalmatinischer Fischer hat eben sich ein exotischer Exotiker seinen anderen Wert als den eines zugereiften seltenen Fisches. Für Herzog Paolo aber hatte er den vollen Antiquariatswert.

Denn der Herzog war auch sonst, wie er aus dem Musealkatalog erkennen können, ein eifriger Schätzer und Sammler heruntergekommenen, unschuldig gemordeter oder aus einem sonstigen Grunde unangenehm gemordeter Götter, und wenn gerade Mangel an Originalgöttern herrschte, so war er zuweilen sogar kapabel, sich — wie Figuren zeigt — mit dem Holzschnitt zu begnügen.

Bunte Zeitung.

Stund und Esperanto. Zu der unter dieser Spitzmarke in Nr. 203 der Unterhaltungsbeilage veröffentlichten Notiz wird uns geschrieben: Wie sind auch in Halle a. d. S. jetzt in der Lage, Unterrichtsreihe in der Weltsprache Esperanto abzuhalten. Es besteht gegenwärtig ein Kursus, jeden Freitag Abend von 7—9 Uhr. Auskunft erteilt S. Schabe, Lehrer a. D., Sadstr. 3 p. Esperanto ist die bis jetzt am leichtesten erlernbare internationale Weltsprache. Sehr wichtig wäre die Erlernung für die hiesigen Kinder, welche als Ferienbesuchnisse im Auslande weilen. Diese müßten dann in solchen Familien untergebracht werden, welche der Esperanto-Sprache kundig sind. Durch die Delegierten der Universitäts-Esperanto-Assoz. (H. E. A.) wären solche Familien sehr leicht herauszufinden.

Der durchsichtigergekommenen Roman. Eine böse Erfahrung, die erpenteilichweise zu den Seltenheiten gehört, machte Anatole France, als er seiner Zeit seinen Roman „Sur la Pierre blanche“ zuerst im Feuilleton einer Pariser Zeitung erscheinen ließ. „Vor der Zeitung mit dem Druck begann“, so erzählt er einem seiner Freunde, „trat ich einem Mageren Erlösungsurlaub an. Vor meiner Abreise schickte ich das Manuskript in einzelne Teile, von denen jeder gerade den Namen eines Tagesfeuilletons füllte. Ich brachte dann die zurechtgeschrittenen Blätter des Manuskripts in die Redaktion und sah mit eigenen Augen, wie sie der Redaktion genau in der Reihenfolge des Erscheinens fein säuberlich in die Fächer eines Regals legte. Unglücklicherweise entnahm der Faktor, der täglich das für die Nummer bestimmte Feuilletonmanuskript aus der Redaktion holte, die Blätter nicht in jenem Reihenfolge, sondern in wogender Richtung, so daß die Fortsetzungen in wildem Durcheinander, das jeden Zusammenhang vernichtete, zum Vordringen kamen. Ich mußte mit Bedauern feststellen, daß die Reihenfolge der Teile an dem verfallenen, völlig unverständlichen Roman keinen Anstoß genommen hatte. Ich hatte mich darauf gesetzt gemacht, daß ich mit Zuschriften aus dem Respektive, die die Entzerrung über diesen außer Rand und Band gekommenen Roman zum Ausdruck bringen würden, überschüssig werden würde, wurde mich aber zu meiner Schande überzeugen, daß solche Zuschriften nur in verblüffender kleiner Zahl an mich geschickt wurden.“

Dramatische Einnahmen. Der Verlag Deutscher gibt in den Mitteilungen, die er an die Bühnen verspricht, einen interessanten Überblick über die Kassenerfolge der Autoren dieses Verlages. Danach haben die Schauspieler „Hinter Mauern“ von H. Nathansen, „Jettchen Gebert“ von Georg Hermann und das jüngst im Ausland aufgeführte Drama „Am Borabend“ von E. Kampff die höchsten, je 200 000 Mark betragenden Einnahmen erzielt. Die nächsthöchste Einnahme, 180 000 Mark, brachte W. W. Götzes musikalischer Schwank „Der gut tückende Brand“ von Dregels, das Drama „Die Wachsamer Tabele“ von G. Raboldo und die Grotteske „Madame de M...“ von

C. Götz mit je 150 000 Mark Einnahme. Einen guten Kassenerfolg, 130 000 Mark, hat C. Götz auch mit seiner Grotteske „Menagerie“ erreicht. Weitere ansehnliche Beträge brachten folgende Bühnenwerke den glücklichen Autoren: „Der liebe Papi“, Dierette von W. W. Götz, 120 000 Mark, das Lustspiel „Koglerbesuch“ von Friedmann-Frederich, 100 000 Mark, die Fortsetzung von „Jettchen Gebert“, das Schauspiel „Henriette Jakob“ von G. Hermann, 90 000 Mark, das Lustspiel „Die Hausdame“ von Kempner-Hochstadt 90 000 Mark, das Trauerspiel „Hans Sonnenhöher“ von B. Apel 80 000 Mark, das Lustspiel „Klein Eva“ von D. Dit 70 000 Mark, das Lustspiel „Remina“ von Hoffen und Soesman 60 000 Mark, das Schauspiel „Der Häuptling“ von B. Abel, die Komödie „Die unberühmte Frau“ von G. Zapolska und Wolfers „Amphitruon“, bearbeitet von Rumpff, je 45 000 Mark, die Dierette „Der alte Dessauer“ von Otto Hindelsen, das Volksstück „Goldschmieds Töchterlein“ von H. Hauptmann und die Komödie „Der Schmittmacher“ von Dornow-Wittich je 40 000 Mark, Diegenheim's Trauerspiel „Kleine Slavin“ 32 000 Mark.

Rebeneder für die Hinterbliebenen gefallener Offiziere. Das Offiziershaus, Abteilung für Räumlichkeiten, Berlin SW 11, hat, um den Hinterbliebenen gefallener Offiziere und sonstigen Offiziersangehörigen lobenden Rebeneder zu verschaffen, eine Sammelstelle dienstgewerblicher Handarbeiten errichtet, die ins Ausland ausgeführt werden. Die Leitung hat Frau Justizrat Aaehe 11, Berlin-Wilmersdorf, Wilschburgerstraße 3 übernommen.

Literatur.

„Zwischen Welsch und Steiner“, Novellen von Anna Maria von Cöchel, Bergabteilung, Breslau I.

Das Gebiet der Maria, Dahnatag, die Dolomiten, das die Verfasserin aus eigener Anschauung kennt und plastisch vor Augen führt, umschreibt sie höchst schön: „Zwischen Welsch und Steiner“. Aber abgesehen von der reizvollen Landschaft mit ihren lieblichen Wäldern, ist in hohem Maße zu bewundern die Kraft der Konzeption, die Kühnheit der Gedanken, die farbige Pracht der Sprache. Der Leser wird gar bald gewahr, daß edler, künstlerischer Genuß seiner herrt. Es ist ein schönes und reifes Buch, voll von einem tief zu Herzen gehenden Singen und Klagen, ausgegliedert durch Stil und Rhythmus.

Die Weltliteratur. „Die Weltliteratur“ (Verlag Berlin SW 48, Friedrichstr. 225) besteht aus wöchentlich erscheinenden ganz billigen Nummern, von denen jede entweder einen Roman der Weltliteratur oder einige Novellen, mitunter auch ein Drama bringt. Es wird in der Tat die bedeutendsten Werke der Weltliteratur, die hier gesammelt und dem Volke zugänglich gemacht werden. Von diesen Heften, die in Millionen von Exemplaren verbreitet sind, ist jetzt das 250. erschienen. Dieses Heft bringt die besten Stützen von Thomas Mann. Hoffentlich arbeitet das Unternehmen im selben Sinn weiter wie bisher; hoffentlich findet es in Zukunft noch mehr Anerkennung als bisher. F.

Oberschleisens Volkshilfsvereins. Als Korkämpfer deutscher Kultur im Osten hat der Verband ober-schleisiger Volkshilfsvereine e. V. in G. e. l. in einer mehr als hiebzehnjährigen Tätigkeit erfolgreich gearbeitet. 1300 Volkshilfsvereine mit 400 000 Mitgliedern wurden begründet, die jährlich über zwei Millionen Entlohnungen erzielen. Zur Wiederbelebung seiner farg gewordenen Einnahmen gibt der Verband in dem ihm angekauften Heimatverlag Oberschleisens, Weimig, sieben 16 entscheidende Kunftblätter 15:10 Hefen, in welchem Schriftsteller heraus. Die vorliegenden zwei Hefen „Kaiser Oberschleisens“, „Das Gohelied deutscher Arbeit“, kosten je drei Mark und bieten Industrieaufnahmen von ganz eigenem Reiz.

Materialisations-Sitzungen in Khabon. Aus dem Französischen überseht von Generalmajor a. D. Joseph Peter (München). Leipzig 1920, Verlag Oswald Wulke.

Wie hilft man Sie einsehiger? Von Georg Sulzer. Verlag Oswald Wulke, Leipzig.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung, Halle a. S., Gr. Märkerstr. 68, Fernruf 4520

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 213 Donnerstag, den 23. September 1920

Phinele.

Roman von Ludwig Hofmann.

13. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Im übrigen war Wajfil mit der Wirkung zufrieden, und er lächelte selbstgefällig, als er die verzückten Mädchenaugen in hellem Glanze leuchten sah. Er begleitete Phinele dann nach Ausdorf hinaus und sprach dabei von seiner Vereinfachung, von seiner Glückseligkeit; von der Notwendigkeit für jeden Schaffenden, ein Glück und eine Muse zu haben, und Phinele hörte ihn an in dem lächelnden Gedanken, daß es ihre Glückseligkeit sei und daß er nun seine Liebe erklären werde. Das tat er denn auch, aber in der gewaltsamen Weise, die ihm für diesen Fall die beste schien. Nach der Ankunft in Ausdorf und während Phinele auf die Ankunft des Juges warten mußte, führte er sie abseits ins Dunkle und rief sie dann plötzlich wild in seine Arme.

Phinele stand betäubt und reglos, das Gesicht gegen seine heftig atmende Brust gepreßt, die zarte Gestalt von seinen Armen fest umschlungen. So ließ sie hilflos dem Sturm seiner Beteuerungen, die fast seiner Kehle über sich hinausquerten. Dabei dachte sie immer nur das eine: Nach dieser Seligkeit gab es keine andere mehr, und wenn sie nun hätte sterben müssen — sie würde vollkommen glücklich gewesen sein.

Dann brachte er sie zur Stille.

„Es soll aber niemand von unserer Liebe wissen,“ sagte er; „Niemand geht seinen Dritten etwas an.“

Nun schrak sie empor.

„Aber welcher Mutter muß ich's doch sagen?“

Er schlang einen herrlichen, überlegenen Ton an, der sie einschüchterte.

„Warum mußt Du? Ich weiß nicht, wie das ist, eine Mutter haben. Meine ist gestorben, da war ich ganz klein. Ein Jahr oder zwei. Ich weiß nichts von ihr.“

Phinele presste in überdringlichem Mitleid seinen Arm.

„Ohne Mutter, das muß fürchterlich sein!“

Das sah er zwar nicht ein, aber er gab ihr doch einen Kuß zum Lohn für das schöne Mitleid.

„Warum fürchterlich?“ fragte er gelassen. „Mütter sind meistens recht unbehagen. Es liegt schon in dem Wort so etwas — wie soll ich sagen? Etwas Annahendes, etwas, das Unterordnung verlangt. Und unterordnen kann ich mich nicht, und Du sollst es auch nicht. Menschen, die keine Kinder mehr sind, müssen frei sein.“

Sie sah einseufzte zu ihm auf, obgleich sie in der unsicheren Strohenbedeckung sein Gesicht kaum sehen konnte. Aber seine Heberlegenheit hielt sie doch so im Bann, daß sie keinen Widerspruch wagte.

„Finsters Du's denn nicht hübsch, wenn man den Leuten ein wenig Kommode vormachen kann? Man tut fremd und hat sich doch Recht. Ich finde, das hat einen eigenen Reiz. Mein Gott, wenn wir in Paris wären, dann könnten wir darauf verzichten. Dann könnten wir vor aller Welt uns lieb haben und doch frei sein. Aber in Wien ist das leider nicht selbstverständlich. Da muß man sich eben vorsehen. Wenn ich denke, was da alles zu so einer offiziellen Liebe gehört! Eine Menge Verpflichtungen, die einem die Freiheit und die Zeit stehlen: Besuche, Einladungen, Besuche — für mich lauter unmögliche Dinge. Begreifst Du das?“

Es war wie ein kaltes Sturzbad über sie hinweggegangen.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie zaghaft, „eigentlich doch nicht ganz, weil ich kein Ende sehe. Was soll denn aus unserer Liebe werden, wenn wir sie so geheim halten? Für einen Künstler

ist der Zwang gewiß nicht angenehm, das kann ich mit schon recht gut denken. Aber es geht doch gar nicht anders und einmal muß man das ja doch alles auf sich nehmen.“

Er lachte: „Einmal meinetwegen. Aber doch nicht gleich. Ich bin eben anders als gewöhnliche Menschen, und wer mich lieb hat, der muß sich auch mit meiner Art abfinden, der darf vor allem nicht kleiner denken, als ich.“ Das sah und Phinele zuckte ordentlich zusammen. Klein wollte, kleiner denken als er — das durfte sie nicht. Und nun fragte er auch noch, ob sie ihn denn auch so lieb habe, daß sie alles für ihn tut und für ihn sterben könnte? Dabei presste er sie wieder an sich, daß sie wie gebrochen in seinen Armen hing.

„Ja“, hauchte sie mit verlagener Stimme.

Da küßte er sie noch einmal und gab sie frei.

„Wir kommen nun unter Leute, und da kommt auch Dein Zug.“

Sie hielt seine Hand fest.

„Wann sehen wir uns wieder?“

„Aber das weißt Du doch, am Montag.“

„Wie dann auf Wiedersehen!“

Dochheim war sie zerstreut und ungeschickt. Welschbach war entgegen seiner Absicht doch nicht in der Stadt geblieben und er war schon vor ihr gekommen. Nun hatte sie zu aller inneren Unruhe auch noch das unbehagliche Gefühl, daß er sie gesehen haben könnte und das machte sie ganz unfrei. Sie gab verkehrte Antworten, ließ das Meßer zu Boden fallen und zerbrach einen Teiler, den sie dem Professor hatte reichen wollen.

Frau Marie lachte sie gutmütig aus und schied sie bald zu Beit.

„Da ist was geschiefen,“ sagte sie zu Welschbach. Man hätte sie auch nicht sollen allein in die Stadt hinunterlassen.“

Welschbach nickte beiläufig.

„Mir scheint, wir haben da doch eine sehr große Verantwortung auf uns genommen. Aber man kann sich ein Mädchen doch auch nicht auf Schritt und Tritt bewachen.“

Frau Marie hatte dann eine schlechte Nacht. Sie hoffte ja, daß man besser aufpassen könne, wenn man erst in der Stadtwohnung war. Aber wer konnte denn wissen, ob's nicht schon zu spät war. Ob man nicht an Frau Gerlinde schreiben sollte? Die Mutter würde schon dahinter kommen, was Phinele eigentlich fehlte. Sie entwarf in Gedanken einen Brief nach dem anderen, kam dann aber doch zu der Einsicht, daß man Frau Gerlinde nicht beunruhigen dürfe. Das konnte ja aussehen, als werde man mit Phinele nicht fertig, oder als wolle man das Mädchen wieder los sein. Und dann stand die Angst auf, daß Frau Gerlinde ihr Kind wirklich wieder mit sich nehmen könne, und das ging doch nicht; Frau Marie konnte sich das Haus ohne Phinele gar nicht mehr denken. So nahm sie sich vor, die Augen offen zu halten und in Gehuld zu warten. Verliehtes Hoffen versetzte sich bald, und dann konnte man ja immer noch sehen, was zu tun war.

Der Sonntag brachte herrliches Wetter. Phinele hatte prächtig geschlafen und morgens, während die Sonne goldene Kränze in die Stube warf und die Vögel draußen trotz des herrlich gelichteten Gewirges sich vor Döfensonne gar nicht zu halten wußten, ein wahes Ständchen im Bett verdammt. Alles, was sie gestern geangelt hat, zerfiel jetzt, und nur das eine blieb bestehen: Er liebte sie! Es war ihre Pflicht, das zu vertrauen, und wenn sie ihn später bitten würde, dann mußte er doch erlauben, daß sie wenigstens der Mutter und Welschbach alles sagte.

Als sie dann, als erste, unten im Garten stand, unter den im Tau stierenden Rosen und all dem Sonntagsgarben



ringsum, da sowohl ihr das Herz und sie stürmte jubelierend durch das Haus.

Frau Marie kam, ein wenig übermäßig und müde, herab, und da hing auch schon Phinele an ihrem Halse.

Frau Marie ließ sie gewähren, aber dann hielt sie Phinele entschlossen fest. Wieviel erfuhr sie gleich hier, was sie wissen mußte.

„Nisdam, Phinele — so sag doch nur, was Du hast!“

„Nichts hab' ich! Es ist nur so wunderbar bei Euch! Und in Wien! Ach, und überhaupt —“ sie reichte die Arme weit hinaus und ihr Gesicht glänzte in Tiefsinnfreude.

„Das Leben! Ach, das Leben!“

VII.

Als Herr Swoboda mittags nach Hause kam, sagte ihm der Diener, der am Wagen stand und Mantel und Decke herausnahm, der Herr Graf Anigel seien angekommen.

Swoboda machte ein laures Gesicht.

„Ach, das hätten Sie mir auch sagen können. Sie sollen mich doch von solchen Ueberrassungen verändigen.“ Er hatte Metzger geholt, und eigentlich hatte er nachmittags eine eilige Geschäftsreise nach Prag machen wollen. Franz Karl hatte ihm die Reise abgenommen. Hatte Swoboda aber gewußt, was daheim auf ihn wartete, dann würde er unter allen Umständen selbst gefahren sein. Er war ja stolz darauf, einen wirklichen Grafen als Schwiegersohn zu haben; den Grafen selbst aber liebt er nicht und seine Besuche fürchte er geradezu.

Der Diener entschuldigte sich.

„Bitt' schön, gnädiger Herr, ich hatt' schon telephoniert, aber der Herr Graf hat Ihnen ausdrücklich befohlen.“ „Was das können Sie nun auch schon wissen: hier hat er eine zu besorgen, und das bin ich. Mein Schwiegersohn kann höchstens wünschen. Merken Sie sich das gefälligst für die Zukunft, wenn Sie Meinetwegen darauf legen, bei mir zu sein.“

„Wo ist der Herr Graf?“

„Der Herr Graf sind nach dem Zimmer des gnädigen Herrn gegangen und warten dort.“

„Es ist gut.“

Graf Anigel erhob sich nachlässig, als Swoboda eintrat. Swoboda schen auf dem Wege nach seinem Zimmer allen Metzger vergelei zu haben. „Der Esel von Diener hat mir leider nichts gesagt — ich wäre sonst früher gekommen.“

„Ja“, sagte Anigel ruhig, „ich hab' den Esel von Diener gebeten, Sie zu nichts zu sagen. Ich wollte Ihnen die Ueberrassungen nicht verderben.“

Dabei nahm er vorläufig ein paar Fingerringe der Hand, die Swoboda ihm entgegengelehrt hatte, und klemmte dann sein Ohr ins Ohr, um zu hören, was er zu hören hatte.

„Wissen Sie, teuerer Papa, Sie sehen nicht gut aus. Sie sollten sich wirklich mehr Ruhe gönnen. Der Jüngste sind Sie nun auch nicht mehr, und Sie haben's doch wahrhaftig auch nicht nötig.“

Swoboda lächelte, während er sich in einen Sessel fallen ließ.

„Haben Sie eine Ahnung, lieber Sohn! So ein Geschäft ist wie eine Maschine. Wenn sie läuft und man steht mitten drin, dann muß man halt auch mit, ob man mag oder nicht. Ich müß' auch wissen, was werden sollt', wenn ich mich nicht um alles kümmerte. Uebrigens fühl' ich mich ganz wohl.“

„Am so besser denn. — Marie läßt grüßen.“

„Danke. Es geht ihr doch gut, hoff' ich? Sie hätte mir eigentlich längst wieder einmal den kleinen Grafen bringen können. Ein bißel mehr an Großvaterreden vertragen' ich wirklich. Gar so knapp brauchte man mich nicht zu halten.“

„Aber ich bitte, das liegt doch nur an Ihnen, bei dem rauhen Herbstwetter fährt man mit so einem kleinen Kind nicht in der Welt herum. Warum kommen Sie nicht öfter hinaus nach Ofstien?“

„Weil ich keine Zeit hab'. Und dann wissen Sie doch auch, daß mir Ofstien zuwider ist.“

Graf Anigel lächelte spöttlich: „Ach, so, ja, ich erinnere mich.“

„Weiben Sie zu Tisch? Ich weiß allerdings nicht, ob man auf Besuch eingeladen ist.“

„O bitte, ist schon alles in Ordnung. Und wenn Sie dann

nach Tisch ein Stündchen Zeit für mich haben — es ist da allerlei zu besprechen.“

Swoboda rüde unbefähiglich hin und her.

„Nann ich mit denken. Können wir das denn nicht gleich jetzt?“

„Nein, nach Tisch erledigt sich das besser. Und Sie sehen, wir haben auch gar nicht mehr die Zeit.“

Der Diener war eingetreten, um die Herren zu Tisch zu bitten.

Swoboda erhob sich schwerfällig.

„Nisdam, wenn ich bitten darf.“

Die Unterhaltung bei Tisch lehrte sich auf ein paar Alltäglichkeiten. Swoboda war ein starker Esser, der sich gewohnheitsmäßig bei Tisch nur die allernötigste Zeit ließ. Der Graf aber aß mit genussvoller Ruhe, und er fühlte in diesem Hause nicht die Verpflichtung, den lebenswichtigen Plauderer zu machen. Zu sagen aber hatten sich beide Männer nichts, da sie geistig durch eine ganze Weile getrennt waren.

Den Kaffee nahm man dann wieder im Zimmer des Hausherrn, und Swoboda bot Zigarren an.

Anigel lächelte.

„Aber besser Papa, Sie wissen doch, daß ich nach Tisch meine Importe nicht entbehren kann. Sie haben doch auch sehr gute Sachen für Götter — warum wollen Sie mich schlechter behandeln, als Leute, die Ihnen ganz fremd sind?“

„Verzeihung, ich dachte nicht daran. Ich bin mit meiner gewohnten Trabulo zufrieden.“ Das „Ich“ betonte er besonders. Aus einem Schränkchen, zu dem er den Schlüssel bei sich trug, holte er ein paar Ästchen mit Importen heraus und stellte sie auf den Rauchtisch. „Weibchen Sie sich!“

„Danke!“ Anigel wählte eine Henry Clay, die er mit einer beinahe liebevollen Gebärde betrachtete und dann sorgfältig abjchnitt. Die ersten Züge sog er mit Sinesigung ein, und dann lehnte er sich, die Beine behaglich von sich gestreckt, zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der hölzerne Kobold von Ferrara.

Skizze von Max Weber.

(Nachdruck verboten.)

Wir schiederten in früherer Beziehung durch die Säle des wackeren Musikus von Ferrara, mehr in der auch sonst von uns praktizierten Ansicht, uns Lebende in den letzten Schraubobjekten zu biegen, als uns an sie zu verlieren. Mein Begleiter, ein Berliner Privatgelehrter, der alle Kunstsammlungen Mittel- und Oberitaliens mit seine eigene Tatkraft kannte, von seinen antiquarischen Kenntnissen aber nie einen anderen als den allernützlichsten Gebrauch machte, blieb plötzlich vor einer grotesken Holzfigur stehen, die dem äußeren Ansehen nach etwa einem griechischen Satyr und einem weltlichen Flughühner die Mitte hielt. Der fonderbare Heilige trug Flegelhörner und einen Vorderbart, und sein schuppiger Unterleib ließ in einen Fingerringwanzen aus.

„Hier sehen Sie seine entappte Göttlichkeit, den in den Katalogen und historischen Quellennachweisen also genannten, hölzernen Kobold von Ferrara.“ Dem Herrn ist einmal drüber an der damaligen Rüste eine sehr mißverständliche Geschichte passiert; sie ist der eigentliche Grund, weshalb wir ihn hier in Reichweite vor uns sehen. Leider wurde die Erzählung, wie er unter die Menschen fiel, bisher nicht ganz richtig überliefert.“

„Erzählen Sie“, das ist angeregt. Wir nahmen gegenüber auf einem Anischio Platz.

„Sie kennen aus Ihren eigenen Reiseerzählungen die launische, wildwechselnde Natur des damaligen Nordes, wenn unphysisch am hellen Firmament ein Gewitter heraufgröhlte und wie ein reizender Orkan über die sandige Fläche dahinfuhr; es ist dann, als hätte ein Maler den grauen Schabton eines verwitternden Gemäldes durch eine fröhliche Grundfarbe ersetzt. Und dieser Szenenwechsel vollzieht sich oft mit solch überraschender Schnelligkeit, daß man sich unwillkürlich zur Annahme übernatürlicher Einwirkungen gedrängt fühlt. Die Erscheinung steht übrigens in einem interessanten Gegenjag zu dem trüben Volkscharakter des dortigen Menschenschlags, der alles Neuartige und Phä-

lische, das in seinen Bereich tritt, mit einer Art stumpfsinniger Erbitterung verfolgt.

Kußig blaute die Adria an jenem Sommermittag, an dem sich die Geschichte zutrug. Aber von dem verfinsterten Flegelhühner der jogen brunn Wolken. Die Flegelhühner flüchteten südrwärts vor dem drohenden Unwetter nach ihren Höhlen. Am Strand arbeiteten Fischer in fieberhafter Eile: die Männer um ihre Netze, die Weiber um die im Freien aufgehängten Wäsche in Eile zu bringen; denn sie harrten als Wäscherinnen in den vornehmen Häusern der nahen Hafenstadt sehr geschätzt.

Und schon brach das Unwetter mit dämonischer Wucht herein, so daß alle in wilder Flucht nach Hause floh. Ueber Klüppen und Meer und vom Meer zum Lande tobte der Sturm, und ein harter Regen erfüllte den Strand mit seinem brausenden Rärm.

Nach sich das Unwetter verzogen hatte und die Gegend alsbald wie blankgemäht unter der heißen Nachmittags-sonne dalag, begann der Strand sich von neuem zu beleben. Die Männer machter, die Boots los und fuhren ihre Barken nach den Anlein des Quarnero, die Weiber und Kinder brachten ihre Wäschebündel und zumeistige Tragebälgen wieder ins Freie und stützten an feuchten Stellen in die Klut, die nun, kühl und sonig zugleich, eine selbststän-dige Frische atmete, als hätte sich irgendwo ein Haus aus fremder Zone an diese Küste vertritt.

Pflichtig vernichte Lucia ihre Tochter. Und schon kam, ehe sie noch zweimal ihren Namen gerufen, eine Nachbarin herbeigelaufen mit der leuchtend und zitternd hervorgerauschtesen Nachricht: sie habe gesehen einen dunklen, braunen Kerl mit Vorderbart und Flegelhörnern aus dem Wasser auftauchen sehen; der habe Margherita gefaßt. Wenigstens ist dies das Letzte, was sie von der Sache wisse, fügte sie besorgt hinzu.

Man kann nicht gerade sagen, daß es Neugier war, was Lucia in dem Augenblick dachte, als sie das Wäschebündel, das sie gerade im Arm trug, von sich warf und Hals über Kopf nach der bezeichneten Stelle rannte. Eher war in ihr ein Gefühl der Entrüstung darüber vorherrschend, daß ein Fremder es wagte, über ihren Kopf hinweg sich ihrer Tochter zu nähern; wo doch der Rechtsturmrichter Vater zur Zeit — zwar kein Italiener, doch immerhin Autochthon und ein gelehrter Mann in einträglicher, pensionierter Stellung — sich längst die erste Hypothek bestellt hatte. Im Augenblick legte sie sich zuerst, auf welche Art und Weise sie dem ungesonnenen Freier den Kopf waschen müßte.

Aber wo sie da war, überließ sie der grotesken Augenchein mit einem panischen Schreck, daß sie ratlos um Hilfe schrie.

Als die anderen hinkamen, war das Meer in bestiger Bewegung. Auch schon ein seltsames Pfäffchen den Meerstrand entlang zu bringen, das fast einem feinkörnigen unirdischen Geringelbar war. Die Kleine, tot im Gesicht und etwas verwirrt, aber anscheinend nicht im geringsten über den Zufallsfall — es sah beinahe so aus, als ob sie heimlich lächelte — lag eben ganz ruhig am dem Wasser, in dem die Mutter, ihre Augen in furchtbarer Erregung Starr auf einen Punkt gefeiert, ein über das andere Mal rief: „Dort schimmert es! Seht ihr es? Dort... Dort!“

Der Anblick, der sich ihnen darbot, war allerdings höchst seltsamer Art. Doch nie im Leben war ihnen dergleichen vorgefallen gekommen. Bis zum Unterleib im Wasser getaucht, ruderte plötzlich ein dicker, brauner Kobold auf sie zu. Er hatte in der Tat einen schwarzen Bart und Flegelhörner, machte aber bei alledem nicht den Eindruck eines Mouch, sondern eher den eines weltreichen Gelehrten oder Dichters, der das Abenteuer mit dem schönen Kinde wie den naturhistorischen, im Programm vorgesehenen Appenzel seiner Meerfahrt genoss. Sie gehörte einfach dazu, wie der Sonnenanfang zum Dichten. Er gab sich nicht im geringsten Mühe, sein Interesse an dem Mädchen zu verhehlen. Der naive Kern seiner Bewunderung hatte etwas Rührendes an sich, das jede schärfende Brust entzweiigen hätte. Vermuthlich gingen ihm in diesem Augenblick Gedächtnis „Mühseligkeiten“ durch den Kopf.

Wißt Gott, wo der Kerl her war! Vielleicht aus Ägypten oder aus Indien, oder aus sonst irgendwoher melaphysischen Gebirgen. Ein Ausländer war er auf alle Fälle. Das merkte man an der ganzem fremdbürgerlichen, verblüffend höheren Art seiner eckigen, heimliche Wesensart; nämlich nämlich hielt er sich in dieser Art Frechheit gegenüber den Kulturgenossen kaum irgendwelche Rücksicht an; das Emporende war nur, daß der Kerle sein

Weiler mit solch schamloser Offenherzigkeit und nach einem Ehemer Betrieb, das allen Herkommen stracks zuwiderließ.

Die Kinder merkten vor Angst. In den Weibern gewannen, sobald sie sich von ihrer ersten Angst erholt hatten, Gesichte stütziger Entrüstung die Oberhand.

Schließlich ließen sie, was in Fällen außer Natlosigkeit stets zu geschehen pflegt, sie traten zu einer Beratung zusammen. Das Ergebnis war, daß sie einen langen Wäschebündel herbeibrachten. Diesen eines Ende banden sie der dicken Diametta um den Leib, im Dorf unter dem Schilman. Die Schweißblase“ bekannt; das andere Ende warfen sie um einen Schilfpfad. So ausgefliegt, fleg die „Schweißblase“ ins Wasser und tat, als wäre sie von der hochangesehenen Versammlung zu Verhandlungen entlassen worden.

Da kam der Kerl und schon ganz leiserweise herangekommen, nickend und freundlich grüßend, wie jemand, der eine vertrauliche Bestellung anzubringen hat. Diametta indeß, ohne sich viel aufs Parlieren einzulassen, umschloß ihn mit ihren majestätischen Armen. Wie er auch leuchtend und pulste, Diametta und der Strich ließen fest. Da hatte er einmal seinen Mann oder vielmehr sein Wäschebündel gefunden. Geunde Urtat des Volkes stieg über die räusperliche Komplexion eines fremdartigen Jantelstuelen.

Margherita schrie laut auf, als das Unerhörte geschah; als man den Götlichen seinem Element entzog und ihn entzündet, sein Beständiges auch jenseitig auf die Erde misshandelter Flecken hinabschickte. Sie schlug die Hände vor sich und lief ins Dorf zurück.

Ich sah einmal in einer Volksversammlung, wie ein abgöttisch verehrter Paphlagoner von der Opposition, die die Diktatur durch Zwangsverurteilung fürchte, von zwei Ordnern gepackt und aus dem Saal getragen wurde. Auf mich machte das Erlebnis einen unaussprechlichen Eindruck. Eben noch lebendiges Leben, in jeder Faßer bebend von geistiger Beweglichkeit und drangängiger Weisheit, schumpfte er zwischen die beiden unzufälligen Männern der Ordnung zu einem leblosen, farrnen Bündel zusammen, das nur in einem wütenden, inneren Kampf und dem zu einer Grimasse der Ohnmacht verzerrten Mitleid noch ein Daseinseiner verriet. Der große, biedrige, schwarzbehaarte Schädel, von den Körper der beiden Träger gequert, schwebte dennoch schwebend über der Versammlung. Und als die Tür bereits hinter seiner Begleitaktion sich geschlossen hatte, schienen immer noch seine großen, schwarzumtöselten Fanalsteigen vorzutreten, wie im Singe, an dieser Waffe von dunklen Becken verhängen. Das Unheimliche aber war: jene Zurückbleibenden schätzten sich das als Sieger.

Auch diesem half nicht die Gottesgüte seines brechen-den Blickes, das verhunderte Erkundeten eines eifrigen Gelehrtenlebens im feindlichen Weltum. Sie ahnten nichts in ihrer keulischen Unschuld von dem Weltbruch, der da geschah. Selbstsüchtige Dummheit schloß sie davor, an diesem Vorgang etwas anderes wahrzunehmen, als seine naturhafte Realität.

Sie baden ihn, wagen ihn aus dem Wasser und warfen ihn aus trodene Ufer.

Nun kam es endlich an den Tag, welcher Art eigentlich das Subjekt war, das sie in jenen unverständlichen, wenn auch vorübergehenden Schwärzestand eines hysterischen Schreck verlegt hatte. Er sollte es thun dürfen! Nur nicht jaghaft zu sein, wenn auch Unheimliches, Ungewöhnliches sich offenbart! Auch die Reaktionen zur dem Eracimen hergehört, wenn man sie fängt, und muß doch ihren Weg lassen. Und das Gemälde, das sogar um zu blauen, seine Farbe wechselt, nicht jede zoologische Handlung in der Stadt mit Silber auf. Dieser da hatte nicht nur Flegelhörner, einen schwarzen Flegelbart und Flegelhörner, sondern auch die nach oben und um allem Herberück in einen Schwanzleib mit Fingelohren. Aus dieser abnormen Körperbeschaffenheit liest er offenbar den Anbruch her, sich in seiner Lebensführung allerlei ärgnererregende Besonderheiten gestatten zu dürfen.

Aber diesmal gelangte er an die Unredeten. Sie drückten ihn auf den Boden nieder und den mit Stangen und Wäschebündeln so lange auf ihn los, als er kein Lebenszeichen mehr gab.

Das bedeutete für sie, daß er tot war.

Denn für ihr Urteil mußte jmand, dessen Kopf man andauernd mit Wäschebündeln bearbeitete, unbedingt tot sein. Aufstehend war es allerdings, daß die plötzlich erlachte Bisse des Gelehrten ein sterotisches Ornen an den Tag legte, und daß er sich im überigen wie tot anblühte. . .

Aber darüber machten sie sich keine Sorgen, weder sie noch die Männer, denen man nach ihrer Wäsche am Abend unter großem Geheul und Aufkommen auf die We-